

Herbstwald

Autor(en): **Fischer, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 39

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645350>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 39
XVII. Jahrgang
1927

Bern,
24. September
1927

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Herbstwald.

Von Heinrich Sischer.

Da schon die Aeftern fröstelnd kauern
Und Nebel bleich im Lande gehn,
Noch will der stolze Wald nicht trauern,
Und wie der dumpfe Bäufer stehn.
Noch einmal schlingt zu heißem Blühen
Er seinen Purpur ins Geäst,
Hell strahlt sein Gold, wie Garben sprühen,
Wie Flammenjubiläum prunket sein Fest.
Da sieht er, müd, den bettelarmen,
Den nackten Weg zur Wiese fliehn
Und wirft in schauerndem Erbarmen
Ihm seinen bunten Mantel hin.

Maifrost.

Erzählung von Jakob Böhrt.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

2

So ging es ein paar Monate; der neue Haushalt schien geregelt, zwischen den Eheleuten für alles ein Abkommen getroffen zu sein, immer zu Ediths Gunsten und Zufriedenheit. Da, an einem Sonntagmorgen, zeigte sich beim Mann eine unerwartete Störrigkeit.

Edith war streng kirchlich erzogen worden und empfand es nicht nur als Christenpflicht, sondern als innerstes, durch lange Übung entstandenes Bedürfnis, jeden Sonntag zur Predigt zu gehen. Edwin hatte bis jetzt, ohne daß die Sache je zwischen ihnen besprochen worden wäre, sich ihr stets angeschlossen, und sie war, unbeschadet ihrer christlichen Demut, stolz auf ihn, wenn er in tadellosem schwarzem Anzug neben ihr ging und die Leute, Frauen und Mädchen besonders, Blicke nach ihm warfen, die ihr das Bewußtsein gaben, recht beneidenswert zu sein.

Nun aber erklärte er mit etwas nervösen Gebärden, sie müsse allein zur Kirche gehen; er habe Briefe zu schreiben und dann einen Besuch zu machen; der Herr Pfarrer werde ihn nicht vermissen. Als sie nicht begriff und nähere Auskunft wünschte, wurde er ungehalten. Da ging sie.

In der Kirche fand sie die rechte Andacht nicht; sie fühlte, daß sie und Edwin in den wichtigsten Dingen viel weiter auseinander waren, als sie geahnt hatte, und sie machte sich Vorwürfe: „Warum haben wir das früher nicht zwischen uns klargelegt!“

Sie hatten freilich während der Brautzeit auch etwa über religiöse Fragen gesprochen, aber nur beiläufig und oberflächlich: sie hatten so viel anderes zu schwätzen gehabt; im Brautstand gehört man der Welt. Ihrer Mutter, die zuweilen das Gespräch auf diese Dinge lenkte, hatte sie immer gutgläubig geantwortet, Edwin habe ganz die gleiche Richtung wie sie. Dabei hatte man sich beruhigt.

Nun mußte das Versäumte nachgeholt werden! Da Edith schon so manches gelungen war, hoffte sie, auch das zum besten zu wenden, und sie legte sich während der Predigt den Kriegsplan zurecht.

Als sie aber zu Hause Sturm laufen wollte, ließ sich Edwin nicht fassen; es war seltsam, wie er auf einmal die Kunst handhabte, unangenehmen Fragen auszuweichen, mit einem Scherz darüber wegzugleiten. Da sie an Siege gewohnt war, fühlte sie sich jedesmal verletzt, wenn er sich ihr durch eine Schwenkung entzog oder ihren schweren Waffen nur einen leichten Wedel entgegenhielt. Der Stachel drang in den folgenden Tagen tiefer und tiefer; immer deutlicher schwebte ihr Elternhaus mit seiner Eintracht und Harmonie in allen Dingen ihr vor den Augen, das Elternhaus, wo alles wie in einer Kirche auf einen einzigen, gemessenen Ton abgestimmt war, wo nie ein lautes oder gorniges Wort gehört, nie eine heftige Gebärde oder ein böser Blick gesehen wurde, wo das sanfte und doch gebieterische Wesen der Mutter sich allem mitgeteilt, alles in seinen Bann und Gehorsam gezwungen hatte. Mit dieser weichen, ruhigen, ausgeschauerten Luft hätte sie ihr eigenes Haus füllen mögen, aus Dankbarkeit gegen die Eltern und weil es ihr so selbst am besten schien, und sie mußte nun erfahren, daß ihr Mann ihr mit Bosheit und Verstocktheit widerstrebte. Ja, es mußte Bosheit sein! Sie fürchtete ernstlich für sein Seelenheil und empfand die Pflicht, ihn zu retten.

Endlich gelang es ihr, ihn zu fassen. Da sie ihre Bekümmernis weit sichtbar auf dem Gesichte trug, sagte er ihr eines Tages, sie solle doch munterer sein; nach den öden Bureaustunden möchte er gerne ein fröhliches Heim und ein heiteres Frauengesicht sehen. Nun packte sie ihre Gedanken aus: Wenn er ein fröhliches Haus wünsche, so